

Gott im Wald – Predigt zu 2 Kor 1,3ff.

Einmal – es muss so Mitte, Ende März 2020 gewesen sein – da war Gott im Wald unterwegs. Die Quarantäne-Regelungen galten für ihn nicht – denn er war weder Überträger - noch konnte er sich bei irgendjemandem anstecken. Zumindest nicht mit dem, was die Menschen und ihre Welt gerade aus den Angeln hob. Auch eine Ausgangssperre galt für ihn nicht. Außerdem war er ja immer nur zu dritt unterwegs und selbst wenn er der einen oder anderen Person begegnete, dann überschritt er ja niemals das Versammlungsverbot.

Nun war Gott also mitten im Wald unterwegs. Er liebte es durch das Laub zu stapfen, das dort tagein, tagaus lag, um eines Tages dann wieder zu Erde zu werden. „Das hab ich mir klug ausgedacht.“, schmunzelte er vor sich hin. Alles, ein ewiger Kreislauf – Saat und Ernte, Sommer und Hitze, Tag und Nacht – Werden und Vergehen...“

Und während er so stapfte, hörte er auf das Knistern der Blätter unter seinen Füßen. Eigentlich könnte er auch schweben – schließlich wohnte die Heilige Geistkraft in ihm – doch er mochte es, mit der Natur verbunden zu sein. Das Laubrascheln war wie das Geräusch von Fußstapfen in frisch gefallenem Schnee oder wie das Platschen in Pfützen – das mochte er übrigens auch sehr. Also nicht nur das Geräusch, sondern in Pfützen zu springen. Pfützen waren, so fand er, eine ganz grandiose Erfindung. Genauso wie die lachenden Gesichter, die sich in ihnen spiegelte, wenn wieder einmal eines seiner kleinen Menschenkinder es ihm gleichtat und mit Anlauf und Schwung mitten hineinsprang. Die großen Menschenkinder taten es nur selten. „Schade“, dachte er sich. „Gerade ihnen würde es guttun...“

Als er ein paar Meter gegangen war, hielt er inne, hielt die Nase in den Wind und lauschte. Lauschte dem beinahe stillen Brausen, das sich in den Zweigen verfing. Dieses sanfte, leichte Säuseln, das war ihm so vertraut. Damals, ach ja, viele Jahrhunderte war es nun schon her, da war er Elia auf dem Berg begegnet. Unbedingt sehen wollte der ihn damals. Ihm unbedingt begegnen, dieser mutige Gottesmann. Ziemlich ausgebrannt war er damals gewesen – also Elia – nicht Gott. Und so war es wohl klug, nicht mit großer Macht, sondern liebevoll zu wirken, zu begegnen. Also zeigte sich Gott nicht im Feuer, nicht im Gewitter, nicht im Sturm, sondern im Lufthauch. Zart. Wohltuend. Das hatte Elia gebraucht.

Was die Menschen heute wohl brauchten?... Er drehte sich ein wenig auf der Stelle und ließ seinen Blick ins Tal schweifen. Nur wenige waren unterwegs zu sehen. Kaum Autos auf den Straßen. Und das an einem Samstag. Ja, es war wirklich ungewöhnlich still in diesem Moment. Zumindest hier an diesem Ort, an dem er gerade verweilte... Ob es wohl an deren Orten anders war?

Er nahm sich vor, das später zu überprüfen. Jetzt aber wollte er sich der Frage hingeben, was die Menschen wohl gerade brauchen könnten.

Elia war damals ziemlich ausgebrannt gewesen. Er brauchte sanfte, kühle Gedanken und Begegnung.

Die Menschen heute aber, so hatte er den Eindruck, sie waren in großer Sorge. Nur wenige waren solche feurigen Eiferer, wie Elia. Auch keine leidenschaftlichen Streiter für ihren Gott, wie Paulus. Ach, an den erinnerte sich Gott auch so gern. Auch dort war die erste Begegnung alles andere als erwartet gewesen. Für Paulus sogar ziemlich einschneidend und blendend. Das ganze Leben hatte Gott ihm damals auf den Kopf gestellt. Aber auch diese Begegnung war heilsam. Mehr als das sogar.

„Naja“, dachte Gott da weiter, „vielleicht gibt es tatsächlich auch heute ein paar Menschen, die genau das brauchen: einen völligen Perspektivwechsel. Spüren und sehen, dass sie auf völlig falschen Wegen unterwegs sind. Dass sie gegen Mauern rennen, die Sicherheit bringen sollen. Dass sie dagegen rennen und sie Stück für Stück zum Einsturz bringen. Ja, auch, dass sie andere gefährden, wenn sie ihren Lebenswandel nicht ändern. Gott wurde ein bisschen traurig. Wie oft, wie sehr hatte er seinen Menschenkindern doch immer wieder vorzuleben und zu zeigen versucht, dass es wichtig ist, sich selbst UND einander im Blick zu haben. Ja, sich selbst UND einander zu lieben. Sich selbst UND VOR ALLEM die Schwachen zu versorgen.“

„Nein!“, dachte Gott. „Nein! Nein! Nein! Diese Menschen - sie dürfen auf keinen Fall das letzte Wort behalten. Denn das gehört mir. Ist ja längst schon ausgesprochen. ... und hallt immer noch nach...“

Gott legte seinen Kopf in den Nacken und dachte an seinen Sohn. Das Wort, das längst ausgesprochene. So sehr hatte er damals die Welt geliebt. So sehr liebte er sie auch heute – dass er seinen einzigen Sohn dahingegeben hatte. Karfreitag. Dieser schwarze, graue, bittere Tag.

Da spürte er einen festeren Windstoß. Ein kleiner Sturm wollte wohl aufziehen. Ein schwarzer, grauer, bitterer Vorbote...?

Er erinnerte sich an das Leiden. Er erinnerte sich an den Kampf. An Spott. An Hohn. Er spürte die Schläge, die harten Worte, den Egoismus. Er spürte, wie die Menschen litten, die an seinen Sohn Jesus geglaubt hatten. Er spürte ihren Schmerz. Er spürte seinen Schmerz. Den Schmerz eines Vaters. Eines liebenden, barmherzigen Vaters.

Er atmete tieeeeeef ein. Und wieder aus. Seine Gedanken drehten sich nun wieder langsamer. Sortierten sich der Reihe nach. So sehr hatte er geliebt. So sehr liebte er heute. Noch immer. Und immer weiter. Und immer wieder. Immer und ewig.

Noch einmal atmete er ein und ging dann weiter. Auf festen Wegen war er nun unterwegs. Schritt um Schritt, Meter um Meter. Schritt um Schritt, Meter um Meter kamen nun auch seine *ursprünglichen* Gedanken um die Menschen wieder zurück. Sie waren nicht verloren gewesen – nur an eine andere Stelle gerückt.

Emporgehoben hatte er sie nun – die Gedanken. Was brauchen sie wohl, die Menschen, die sich jetzt gerade so sorgten. Die sich zurückziehen mussten, weil sich diese unsichtbare und bedrohliche Macht über sie gelegt hatte. Was brauchten die, die von dieser Macht ergriffen worden waren? Erkrankt? Isoliert? Vereinsamt? Was brauchten die, die sich sorgten? Die den Mut verloren hatten? Beinahe verrückt wurden in der Nachrichtenflut, die Minute um Minute aus der Freiheit ihres Alltags ein Gefängnis gemacht hatten? Nach Gott fragten: Bist du noch da?

Ihm wurde etwas schwindelig ob all der Menschenkindersorgen, die zu seinen Sorgen geworden waren.

Ihm wurde schwindelig ob all der angstvollen und einengenden Gedanken, die auch sein Herz eng machten.

Er musste sich setzen. Dringend. Der Boden unter seinen Füßen begann zu wanken. Er fand eine Bank und ließ sich fallen. Nicht, dass er sich machtlos fühlte. Nicht, dass er keine Kraft mehr hatte. Aber seine menschliche Seite, sie schmerzte, sie trauerte, sie sorgte sich – so sehr. Er wollte doch, dass sie glücklich sind. Und Hoffnung haben. Dass sie spürten, dass er ja eben gerade DOCH noch da war. Dass er so tief mitfühlte. Und mitlitt. Und mitbangte.

Er wollte, dass sie wussten, dass sein längst ausgesprochenes Wort so viel stärker war, als jede Macht auf dieser Welt. Dass sein Wort die Kraft hatte, alle Krankheit, alle Sorge, alle Angst zu überwinden. Dass sein Wort, sein geschenktes, geliebtes Wort, dass es so stark und groß war, der Macht des Todes den Boden unter den Füßen wegzuziehen und sie zu vernichten.

„Es würde Ostern werden – auch dieses Jahr. Es musste Ostern werden – ganz besonders dieses Jahr!“ Das brauchten die Menschen: Hoffnung und Gewissheit, dass es ein „Danach“ geben würde. Zuversicht und Vertrauen, dass die Zeit irgendwann auch wieder Heilung bringen würde. Glaube und Mut, dass Angst und Einsamkeit überwunden werden.

Er begann sich aufzurichten. Sein Rücken wurde gerader. Sein Sitz aufrechter. „Ja, Hoffnungszeichen wollte er in die Welt streuen. Hoffnung sollten die Menschen hamstern. Und Zuversicht. Und Vertrauen. Und Liebe.“

All das, so beschloss er, wollte er wachsen lassen.

Ja, dass die Menschen ihren Blick von sich selbst auch wieder auf die anderen richteten.

Und dass Nächstenliebe und Nachbarschaftshilfe kein exklusives Gut mehr wären, sondern

Selbstverständlichkeit. Und dass die Glocken mittags um 12 läuteten, nicht um zu stören, sondern um zur Verbundenheit zu rufen und die Menschen über die Grenzen und Mauern zum Gebet zu vereinen. Und er wollte sie ermutigen, jetzt im Jahr 2020 um 20 Uhr eine Kerze ins Fenster zu stellen, um zu leuchten – für Hoffnung, für Trost und für Verbundenheit unter den Religionen und Konfessionen.

Und er wollte manch einen Sangesfreudigen mit dem Aufgang des Mondes um 19 Uhr auf den Balkon herauslocken und zum Gesang einladen – denn er liebte dieses Lied: „Der Mond ist aufgegangen...“ – er liebte jeden einzelnen Vers.

Und er wollte sie trösten, die Einsamen und Traurigen, die Isolierten und Erkrankten, mit seiner Gegenwart und dem Gefühl, dass sie mit ihren Sorgen nicht allein waren.

Ja, das wollte er. Und darin sein Wort noch immer lautstark klingen lassen. Weil es stark war. Noch immer. Und weil es heilen konnte. Noch immer. Weil dieses Wort die Liebe war. Und die war stärker als alles. Sogar #stärkeralsdertod.

Er stand auf und zog weiter. Noch ein paar Meter durch den Wald. Dann aber ging er mitten unter die Menschen. Zu den Kindern, die sich mit Langeweile und Homeschooling plagten. Zu den Jugendlichen, denen der Sport und die Begegnung mit Freunden fehlte. Zu den Erwachsenen, die sich aus Sorge um das Morgen mit Klopapier, Mehl und Hefe eindeckten und die nicht wussten, ob sie Übermorgen noch eine Arbeit, ausreichend Geld und Gesundheit haben würden. Er ging auch zu den Kranken. Und zu den Sterbenden. Zu ihnen allen ging er. Und manchmal, da setzte er sich einfach neben sie. Ins Wohnzimmer. Oder auf das Krankenbett. Auf die Parkbank oder auf den Beifahrersitz. An den Schreibtisch oder ins Dienstzimmer des Krankenhauses. Und da blieb er. Und ließ sie da. Die kleinen Hoffnungszeichen... und er wünschte sich, dass sie sie sehen. Und spüren. Sie mitnehmen. Und weitergeben. Damit es Ostern werden kann. Ja, damit es dieses Jahr ganz besonders Ostern werden kann.